

Erscheint
wöchentlich 2 Mal
Dienstag und Freitag.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1 Mark.
Eine einzelne Nummer
kostet 10 Pf.
Inseratenannahme
Montags u. Donnerstags
bis Mittag 12 Uhr.

Wochenblatt

Erscheint
wöchentlich 2 Mal
(Dienstag und Freitag.)
Abonnementspreis
vierteljährlich 1 Mark.
Eine einzelne Nummer
kostet 10 Pf.
Inseratenannahme
Montags u. Donnerstags
bis Mittag 12 Uhr.

Wilsdruff, Tharandt,

Rossen, Siebenlehn und die Umgegenden.

Amtsblatt

für die Königl. Amtshauptmannschaft zu Meißen, das Königl. Amtsgericht und den Stadtrath zu Wilsdruff.
Einundvierzigster Jahrgang.

Nr. 11.

Dienstag, den 8. Februar

1881.

Bekanntmachung,

Durchschnittspreise für Marschfourage betr.

Die Königl. Kreisauptmannschaft Dresden hat die Durchschnittspreise für Marschfourage in dem Hauptmarktorde des hiesigen Bezirks, der Stadt **Meißen**, auf den Monat **December** vorigen Jahres folgendermaßen festgestellt:

7 Mark 16 Pfg.	für 50 Kilo Hafer,
3 " 38 " "	50 " Sen,
2 " 14 " "	50 " Stroh.

Königliche Amtshauptmannschaft Meißen, am 28. Januar 1881.
v. Boffe.

Bekanntmachung.

An Stelle des zeitherigen Stellvertreters des Standesbeamten für den zusammengefügten Standesamtsbezirk Kesselsdorf ist das Gemeinderathsmittglied Herr Friedrich Wilhelm **Reimer** in **Kesselsdorf** für gedachte Stellvertreterfunction bestellt worden, was andurch veröffentlicht wird.

Meißen, am 2. Februar 1881.

Königl. Amtshauptmannschaft.
v. Boffe.

Tagesgeschichte.

Der „Sächs. Volksfreund“ bringt eine Korrespondenz aus Berlin, worin unter Hervorhebung der vorzüglichen Bedeutung Sr. Majestät des Königs Albert als Soldat und Feldherr bemerkt wird, daß manche Kreise ihn als Oberfeldherrn der deutschen Armee an Stelle des hochbejahrten Kaisers für den Kriegsfall bezeichnen. Auch wird in dieser Correspondenz vermerkt, daß Se. Maj. der König wesentlich zum Abschluß des Bündnisses zwischen Deutschland und Oesterreich beigetragen hat und der Aufenthalt des Königs in Italien bei seiner Schwester, der Frau Herzogin von Genua, in Verbindung mit der Absicht gestanden haben kann, die italienische Politik in den orientalischen Wirren günstig für die Auffassungen der beiden verbündeten Kaiserstaaten zu beeinflussen.

Wenn der alte Moltke über den Krieg spricht, ist Jedermann sein Zuhörer. Sein neuestes Wort über den Krieg geht durch alle Zeitungen wie ein Lauffeuer. Es ist enthalten in einem Brief an den berühmten Staatsrechtslehrer Bluntzschli, der ihm ein kleines Handbuch: „Gesetze für den Krieg“ zur Rezension übersandt hatte. Moltke antwortet u. a.: Vor Allem würdige ich in vollem Maße die menschenfreundlichen Bemühungen, die bezwecken, die vom Kriege verursachten Leiden zu mildern. Der ewige Friede ist ein Traum, und zwar nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist ein Element der von Gott eingelegten Ordnung. Die edelsten Tugenden der Menschen entfalten sich daselbst: der Muth und die Entagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Aufopferung, der Soldat gibt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulniß gerathen und sich im Materialismus verlieren. Ich bin vollständig mit dem Vorschlage einverstanden: daß die allmähliche Milderung der Sitten sich auch in der Art der Kriegführung wieder spiegeln soll. Aber ich gehe noch weiter und glaube, daß die Milderung der Sitten allein im Stande ist, zu dem Ziel zu führen, welches nicht vermittels eines codificirten Kriegsrechts erreicht werden könnte. Jedes Gesetz setzt eine Autorität voraus, um dasselbe zu überwachen und seine Ausführung zu leiten, und an dieser Macht mangelt es gerade bezüglich der Beobachtung der internationalen Verträge. Welcher dritte Staat wird jedesmal die Waffen aus dem einzigen Grunde ergreifen, daß, während zwei Mächte sich im Kriegszustande befanden, die „Kriegesgesetze“ durch eine von ihnen oder durch alle beide verletzt worden sind? Für diese Arten Vergehen gibt es hinieden keinen Richter. Der Erfolg kann nur durch die religiöse und moralische Erziehung der Individuen und das Ehrgefühl, den Gerechtigkeitsinn der Anführer erwirkt werden, welche sich selbst das Gesetz auferlegen und sich demselben so weit anpassen, als es die anormalen Verhältnisse des Krieges gestatten. Mit Rücksicht hierauf muß man wohl anerkennen, daß der Fortschritt der Menschheit in der Art und Weise der Kriegführung in Wahrheit der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Schrecken des dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der modernen Zeit. Ein großer Schritt ist in unseren Tagen durch die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht erfolgt, welche die gebildeten Classen in die Armeen einreißt. Die roheren und ungezügelteren Elemente bilden zwar ohne Zweifel noch immer einen Bestandtheil derselben, aber sie sind dort nicht mehr, wie früher, allein. Außerdem besitzen die Regierungen zwei mächtige Mittel, die schlimmsten Ausschreitungen zu verhüten: die in Friedenszeiten aufrecht erhaltene strenge Disziplin, an welche der Soldat gewöhnt worden ist, und die Sorgfalt der Verwaltung für die Verpflegung der Feldtruppen. Mangelt es an dieser Sorgfalt, so kann die Disziplin selbst nur unvollkommen aufrecht erhalten werden. Der Soldat, welcher Leiden, Entbehrungen, Anstrengungen aushält, welcher Gefahren läuft, kann nicht umhin, „im Verhältniß zu den Hülfsmitteln des Landes“ zuzugreifen.

Er muß alles dasjenige nehmen, was für seine Existenz nothwendig ist. Man ist nicht berechtigt, Uebermenschliches von ihm zu verlangen. Die größte Wohlthat im Kriege besteht darin, daß derselbe rasch beendet wird. Im Hinblick auf dieses Ziel muß es gestattet sein, alle Mittel anzuwenden, mit Ausnahme derjenigen, welche positiv zu verdammen sind. Ich kann mich in keiner Weise mit der Declaration von St. Petersburg einverstanden erklären, wenn dieselbe behauptet, daß „die Schwächung der militärischen Kräfte des Feindes“ den einzigen berechtigten Modus der Kriegführung darstellt. Nein, man muß alle Hülfsmittel der feindlichen Regierung, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Vorräthe und selbst ihre Prestig angreifen u. s. w.

So oft wie in den letzten Wochen hat Fürst Bismarck seit vielen Jahren dem Kaiser nicht persönlich Vortrag gethan. Die Berliner Zeitungen berichten alle paar Tage, der Fürst habe Vortrag bei dem Kaiser. Das ist ein sicheres Zeichen, daß viele und wichtige Dinge im Landtage und Reichstage vorliegen und Entscheidungen bevorstehen, für welche sich der Kanzler des Kaisers Billigung und Zustimmung zu sichern bestrebt ist. Die große Staats- und Gesetzgebungsmaschine — Bundesrath, Landtag, Reichstag, dazu das neue Rad des Volkswirtschaftsrathes, arbeiten mit Hochdruck.

Immer von neuem empfiehlt Statthalter v. Montenufiel in Straßburg den Elsaßern und Lothringern weder links noch rechts und am wenigsten rückwärts nach Frankreich zu schielen, sondern grad aus zu sehen nach Deutschland. Elsaß-Lothringen, sagte er ihnen beim Festmahle am 1. Februar, müsse selbständig werden und verfassungsmäßige Gleichberechtigung mit allen andern deutschen Staaten erhalten, das sei seine Ansicht und sein Wunsch, es gebe aber nur einen Weg dahin: offene und rückhaltlose Anerkennung der Zusammengehörigkeit mit Deutschland. Männer dieses Willens möchten sie in den nächsten Reichstag schicken, dann werde ihnen die Selbstständigkeit zufallen.

„Die Nordd. Allg. Ztg.“ berichtet aus Berlin: Wie vorsichtig man verfahren muß, wenn man etwas findet, zeigt folgender Fall. Im Frühjahr vorigen Jahres fand ein hiesiger Einwohner ein altes Portemonnaie mit 8 M. 18 Pf. Inhalt. Er machte darüber die erforderliche Anzeige, der Verlierer meldete sich jedoch nicht und wurde vom Finder in Folge dessen das Ausschlußverfahren beim Amtsgericht I beantragt. Zuvörderst wurde von ihm ein Kostenvorschuß von 6 M. 30 Pf. und ihm am 28. Dezember v. J. das Eigenthumsrecht zugesprochen. Jetzt hat nun der glückliche Finder vom Gericht eine Kostenrechnung erhalten, welche mit dem Betrage von 10 M. 20 Pf. abschließt, so daß also verlangt wird, da das Portemonnaie selbst keinen Werth hat, daß er in Folge seines Fundes noch 2 M. 2 Pf. Kosten aus eigenen Mitteln bezahlen soll. Die Kostenrechnung stellt sich folgendermaßen zusammen: 1 M. 20 Pf. Schreibgebühren, Porto und Zustellungsgebühren, 8 M. 10 Pf. Infortionsgebühren, 90 Pf. Gerichtsgebühren, in Summa 10 M. 20 Pf.

Ueber die Bewegung der Getreidepreise im Jahre 1880 und ihre Ursachen liegt jetzt eine ebenso sachkundige wie ausführliche Untersuchung in dem Bericht vor, welchen der vereidete Malter Herr Emil Meyer, ebenso wie in früheren Jahren, „über den Getreide-, Del- und Spiritushandel in Berlin und seine internationalen Beziehungen im verflossenen Jahre“ veröffentlicht hat. Ein hervorragendes Interesse besitzen die darin enthaltenen Mittheilungen über den Verlauf des Roggengeschäfts und die Einwirkung des neuen Zolls auf den Gang desselben und damit auf die Versorgung Deutschlands mit dem unentbehrlichen Brotkorn. Der Geschäftsgang in Roggen hat, wie der Bericht konstatiert, anfangs vielfach die gehegten Erwartungen getäuscht. Nachdem mit Beginn des Jahres 1880 die Grenzen durch einen Eingangszoll von 10 M. abgeschlossen waren, glaubte man allgemein an eine sofortige bedeutende Wertherhöhung. Dieselbe blieb

aber aus; im Gegentheil trat sogar eine weichende Tendenz ein, als die vor Einführung des Zolls angehäuften Waarenmassen bei ihrer Ausschüttung zum Frühjahr einen empfindlichen Druck ausübten, der erst zu Hult und Umschwung gelangte, als die anfangs glänzenden Ernteausichten durch die Maifrüste und schlechtes Erntewetter sich in ihr Gegentheil verkehrten. Der Preis des Roggens hob sich hiernach auf ein seit 1867/68 nicht dagewesenes, hohes Niveau, ohne daß dadurch die wieder nothwendig gewordenen großen Zufuhren angelockt wurden, welche durch ähnliche Preisverhältnisse in anderen Jahren unfehlbar herbeigezogen wurden. Jetzt erst rächte sich in vollem Maße der schwere, wirtschaftliche Fehler, den man mit der Wiederherstellung der Getreidezölle begangen hatte. Deutschland mußte an seinen Bezugsmärkten andern Bedarfsländern nachstehen, die nicht mit Zöllen zu rechnen hatten und deshalb bessere Preise anlegen konnten. Als die Noth uns schließlich zwang, die weitgehendsten Forderungen zu bewilligen, waren die Vorräthe an jenen Bezugsplätzen fast vollständig geräumt. Während in der ersten Jahreshälfte eine von allen Seiten verlangend an unseren Markt tretende Bedarfsfrage zu relativ billigen Preisen befriedigt werden konnte, waren wir später selbst gezwungen, zu Surrogaten für Roggen zu greifen und Ersparnisse aller Art anzuwenden. In erster Linie stand dabei der durch Regen in der Ernte entwerthete Weizen, welcher in beträchtlichen Partien an den Markt gelangte; aber auch Versuche, Roggenmehl mit Mais- Kartoffel- und Erbsenmehl gemischt zu verbaden, wurden mit Erfolg gemacht. Auf diese Weise wurde eine Einschränkung des Roggenverbrauches erzielt, die schließlich auch in einer kleinen Herabsetzung des Preisstandes zum Ausdruck kam.

Gambetta ist eifersüchtig wie ein Pascha. Niemand von den Ministern darf warm werden in seinem Stuhl, es muß ein ewiger Wechsel sein, damit Frankreich immer nur nach ihm ausschaut, wie nach dem Retter und Propheten. Mit den Opfern, die er ausersehen, macht er, wie die Klapperschlange, die ihre Opfer erst mit Geifer überzieht, ehe sie sie verschlingt. Den Minister des Aeußeren, Barthélemy, der ihm zu selbstständig ist, hat er seit Wochen in seiner Zeitung begeißelt und angezischt und sein Freund Proust sollte ihm durch eine Interpellation in der Kammer, betreffend Griechenland, den Gnadenstoß geben. Dies Ränkepiel wurde aber zu einer Niederlage Gambettas. Barthélemy verteidigte seine Politik glänzend. „Frankreich“, sagte er, „will einen der Nation würdigen Frieden, nicht den Frieden um jeden Preis, aber auch nicht den Krieg um jeden Preis.“ — Die Kammer klatschte, überschüttete ihn mit Beifall und sprach fast einstimmig ihr Vertrauen aus.

Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß England in der griechisch-türkischen Frage einer friedlichen Lösung im Wege ist. Der Unterstaatssekretär Dilke hat dieser Tage im Unterhause die Erklärung wiederholt, daß die englische Regierung an dem Circular vom 25. August 1880 festhalte. Wie ein Echo dieser Erklärung klingt es, wenn gleichzeitig der griechische Ministerpräsident, Komunduros, in der griechischen Kammer sich gegen eine Konferenz ausspricht und auf eine Frage erwiderte, Griechenland rüste sich, um das ihm „zuerkannte“ Gebiet zu besetzen. In London und in Athen beharrt man also auf den Beschlüssen der Berliner Konferenz, und in Paris schießt man sich an, zu diesen Beschlüssen zurückzukehren. Es ist eine bloße Redensart, wenn Dilke versichert, England wolle keine isolirte Aktion, sondern strebe einer gemeinsamen Aktion der Mächte an. England macht in der That die Unterhandlungen der Konstantinopeler Botschafter mit der Pforte nur widerwillig mit und stellt dadurch den Erfolg dieser Unterhandlungen in Frage.

Waterländisches.

Wilsdruff. Die Resultate der Volkszählung innerhalb des Amtsbezirks und Stadt Wilsdruff in vergleichender Gegenüberstellung mit den Resultaten der Volkszählung vom Jahre 1875.

Ortsnamen	Zahl der bezw. bewohnten Hausgrundstücke.		Bewohner	
	1875	1880	1875	1880
Wilsdruff	271	276	2569	2650
Altanneberg	39	40	290	287
Birkenhain	23	23	150	146
Blankenstein	55	57	457	427
Burthardtswalde	35	39	242	238
Constappel	33	32	234	207
Groitzsch	40	41	350	274
Grumbach	159	180	1298	1352
Selbigsdorf	52	58	331	370
Herzogswalde	109	123	799	789
Hühndorf	16	19	133	163
Kaufbach	52	52	384	395
Kesselsdorf	56	62	623	721
Kleinschönberg	29	31	210	240
Klipphausen	57	62	422	416
Lampersdorf	19	19	128	130
Limbach	29	29	258	283
Loßen	12	14	65	67
Münzig	43	43	276	251
Neukirchen	132	140	905	898
Neutanneberg	30	30	180	180
Niederwartha	15	15	118	112
Roitzsch b. Wilsdruff	7	7	63	68
Röhrsdorf	79	83	550	516
Rothschönberg m. Berne	60	60	432	415
Sachsdorf	33	35	280	300
Schmiedewalde	31	38	207	208
Sora	25	25	195	192
Steinbach b. Kesselsdorf	16	18	148	153
Steinbach b. Rohorn	31	31	181	176
Unkersdorf	24	26	199	187
Weistropp	48	54	412	431
Wildberg	24	27	203	203

Der Bezirk der Königl. Amtshauptmannschaft Meissen zählt 91.853 Bewohner in 10.775 bewohnten Hausgrundstücken.

— Das für die Stadt Wilsdruff errichtete Regulativ, wonach dort das Gast- und Schankgewerbe, sowie der Kleinhandel mit Branntwein und anderen Spirituosen in Form eines Gemeindevoranschlags mit Abstufungen nach der Art und dem Umfange des Gewerbes besteuert werden soll, gab dem Bezirksausschuß der Königl. Amtshauptmannschaft zu Bedenken keine Veranlassung und wurde daher dessen Bestätigung von demselben einstimmig ausgesprochen.

Eine Winternacht.

Erzählung von Ludwig Habicht.
Verfasser der Romane: „Auf der Grenze“, „Der rechte Erbe“.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Der Abend brach endlich herein und nun, beim stillen Lampenlicht, verlor sich etwas von dem Unheimlichen, das in dieser tiefen Verlassenheit lag. — Dennoch wurde das Herz der jungen Frau mit jeder Stunde immer bellommener; eine seltsame Angst überkam sie und vergeblich suchte sie sich zu beherrschen. Ihre Unruhe sollte noch vermehrt werden, denn als sie nach Johann rief, um ihm einen Befehl zu ertheilen, kam statt seiner Matuschka und berichtete: Johann sei plötzlich krank geworden und habe sich zu Bett gelegt. — Besorgt wollte sie sich selbst nach dem Befinden des treuen Burschen erkundigen; aber die Polin stellte sich ihr ängstlich entgegen: „O, gnädige Frau, ist gar nichts! Hat gewiß gegessen zu viel, wird morgen wieder gesund sein, wie Fisch im Wasser.“ Trotzdem ließ sich Frau v. Wildenthal durch diesen lebhaften Widerspruch nicht zurückhalten. „Ich will doch selber sehen, wie es ihm geht“, erklärte sie ganz entschieden und führte auch auf der Stelle ihre Absicht aus.

Bei der beschränkten Räumlichkeit, die dem Hauptmann zur Verfügung stand, mußte Johann in einer Art Corridor schlafen, der nach hinten hinaus beugen war und von dem aus eine Thür direct in den Hof führte. Wenn der arme Bursche ernstlich krank war, dann konnte er unmöglich an diesem eiskalten Orte bleiben, der kaum zu erhitzen, obwohl man einen eisernen Ofen hineingestellt hatte.

Matuschka war ihrer Herrin langsam und mit sichtbarem Widerwillen gefolgt. „Sehen, gnädige Frau, er schläft jetzt gerade, wollen ihn nicht stören“, flüsterte sie ihr schon auf der Schwelle zu, obwohl sie gar noch nicht einen Blick in das Gemach geworfen hatte.

Die junge Frau trat leise näher. Johann lag völlig angekleidet auf dem Bett und schien wirklich fest zu schlafen. Sein Gesicht war geröthet wie im Fieber, und doch, als Frau v. Wildenthal kaum an das Bett herangeraten war, wußte sie, daß sie keinen Kranken, nur einen Betrunknen vor sich hatte. Wie konnte sich nur Johann plötzlich so vergessen haben? — Er hatte sich bisher stets durch die strengste Mäßigkeit ausgezeichnet. Deshalb wollte sie auch den guten Burschen schonen und dem Mädchen gegenüber nicht verrathen, daß ihr sein Zustand bekannt sei, und so sagte sie leise: „Du hast Recht, der Kermesse schläft, da wollen wir ihn nicht weiter stören“, und sie zog sich rasch wieder zurück.

Auf ihrem Zimmer angelangt, fand die junge Frau erst recht keine Ruhe. Daß sich auch Johann gerade heute so vergessen und sie damit völliger Schutzlosigkeit überliefern mußte! — War dies nur ein Zufall, oder verbarg sich dahinter irgend eine böse Absicht? — Wer hatte ihn betrunken gemacht? War es Matuschka gewesen, oder hatte er sich den Brannwein selbst zu verschaffen gewußt? Und warum war dies früher nie geschehen? — Diese Fragen begannen sie immer mehr zu beunruhigen und es litt sie nicht länger im Zimmer; sie wollte sich wenigstens selbst überzeugen, ob das Haus gegen einen etwaigen Einbruch von außen ordentlich verwahrt sei. Dies hatte Johann stets sehr gewissenhaft befohlen und sogar noch an der vorderen Hausthüre einen mächtigen Riegel angebracht, um ein gewaltsames Eindringen zu verhindern.

Zu ihrer Verwunderung bemerkte Frau v. Wildenthal, daß die Thür heute nicht einmal verschlossen war, und jetzt stürzte schon Matuschka, die sie gehört haben mochte, aus der Küche und rief sogleich: „O, gnädige Frau, werde schon Alles besorgen. Habe ganz vergessen, aber ist ja noch Zeit!“ und sie wollte ihrer Herrin in Ausübung des Schließeramtes zuvorkommen; doch diese hatte schon den Hausschlüssel herumgedreht und steckte ihn in ihre Tasche.

„Wollen mir gnädige Frau geben den Schlüssel, daß ich morgen früh gleich hinaus kann“, bat die Polin mit ihrer gewohnten Unterwürfigkeit.

„Du kannst ihn dann bei mir holen“, war die Antwort.

„Aber gnädige Frau schlafen noch, kann doch nicht stören so früh.“

„Du darfst ruhig kommen, sobald Du den Schlüssel brauchst“, entgegnete Frau v. Wildenthal, die sich selbst nicht erklären konnte, warum plötzlich ein solches Mißtrauen gegen die Dirne in ihrem Herzen erwachte, das sie zu einer solchen Vorsichtsmaßregel antrieb.

Die Polin wagte keinen weiteren Widerspruch.

„Und nun lege bald den Riegel vor“, befahl die junge Frau, und ihr war's als ob das Mädchen nur widerwillig der Beifolgung nachkam. Zum ersten Male gefiel ihr das friedende, überfreundliche Wesen Matuschka's nicht; in ihrem breiten, vollen Gesicht, das bisher so viel Gutmüthigkeit besaß, schien ein heimtückischer, boshafter Zug zu lauern. Oder täuschte sie sich nur und sah sie in ihrer Aufregung jetzt überall Verrath und Gefahren?!

„Gehen gnädige Frau nur ruhig schlafen; ist gar keine Gefahr, ist Alles mausestills, können sein ganz unbesorgt“, tröstete die Polin und sie sah dabei wieder recht treuherzig aus.

„Du hast Recht!“ raffte sich Frau v. Wildenthal auf. „Wer weiß es denn, daß wir heute Niemand zu unserem Schutze haben?“

„O, bin Schutz genug!“ rief die Dirne lachend und streckte ihre derben Fäuste aus.

Die junge Frau ging in ihr Zimmer zurück und Matuschka folgte ihr jetzt auf dem Fuße. Sie fragte nach den weiteren Befehlen ihrer Herrin, redete ihr eifrig zu, ruhig zu Bett zu gehen, es sei gar nichts zu befürchten, und zeigte wieder ihr zuthuliches, fast zudringliches Wesen, das doch nichts Unangenehmes hatte, weil es mit so viel Gutmüthigkeit gemischt war und immer einen drolligen Anstrich erhielt, denn die Dirne war nicht ohne Mutterwitz und ihr gebrochenes Deutsch klang possirlich genug. Wie oft war die junge Frau durch die wohl halb unfreiwillige Komik der Polin zerstreut und erheitert worden.

Heute übte dies Benehmen Matuschka's nicht dieselbe Wirkung aus. Frau v. Wildenthal glaubte in all' ihren Reden eine ganz bestimmte Absicht zu entdecken, und sie wurde noch argwöhnischer; dennoch war sie klug genug, diesen ihren Argwohn dem Mädchen durch nichts zu verrathen.

„Du hast Recht, Matuschka“, sagte sie. „Ich werde schlafen gehen, denn ich bin ohnehin so müde.“

Die Polin ließ es sich auch heute nicht nehmen, ihrer Herrin beim Auskleiden zu helfen, und fand dabei dennoch Zeit, den ruhig schlafenden Curt zu bewundern. „Ist ein artiges Kind, ist ein Engel! Hör' gar nicht schreien in der Nacht kleinen Prinz.“

Frau v. Wildenthal war eine vielzubeforgte Mutter, um die

